

Agnes Hammer

ICH
BLOGG

DICH
WEG!



 Loewe

Agnes Hammer

ICH
BLOGG
DICH
WEG!

Unverkäufliche Leseprobe



Zu diesem Buch steht eine Lehrerhandreichung
zum kostenlosen Download bereit unter
www.loewe-schule.de



ISBN 978-3-7855-7706-6
1. Auflage 2013
© 2013 Loewe Verlag GmbH, Bindlach
Umschlaggestaltung: Christian Keller
Printed in Germany

www.loewe-verlag.de

Nacht, Wald und alles ist dunkel. Du musst rennen. Los, vorwärts! Hör auf den Takt deiner Füße! Weiter! Los, weiter! Atemlos, rasselnde Lungen, Seitenstechen. Du kannst nicht mehr. Renn, los, renn weiter! Du musst einfach.

Du weißt immer noch nicht, wer da hinter dir her ist?

Du musst rennen! Los, renn! Als könntest du davonlaufen! Entkommen, ha! Die Idee ist verrückt, und das weißt du. Dort, wo dein wütendes Herz wohnt, da spürst du, dass es kein Entkommen gibt.

Und deshalb: Lauf! Wenn dein Herz dafür zerspringen muss, und? Und was? Los, los, was ist schon dein Herz! Und das Reißen deiner Lungen, lächerlich! Nicht drauf achten!

Die Brombeerranken, die dich festhalten wollen, die Bäume, die eng aneinanderrücken und dir den Weg abschneiden. Weiter, weiter!

Ist da nicht jemand? Direkt hinter dir, schon ganz nah? Wie kannst du jetzt, ausgerechnet jetzt daran denken? Weißt du denn nicht, dass jeder Gedanke dich langsamer macht? Denk nicht! Lauf weiter, vorwärts, weiter!

Da ist etwas, da vorne! Direkt vor dir! Und du hast gedacht, dass du weglaufen kannst! Ha! So kommt es aus deinen Lungen: Ha! Zu mehr reicht die Luft nicht. Und kurz bevor alles vorbei ist, erinnerst du dich.

JULIE Ich hielt das lange Streichholz an die erste der Gartenfackeln. Die Flamme leckte am Docht, wuchs blau daran empor und änderte ihre Farbe in strahlendes Gelb und Rot.

Jasmina, meine beste Freundin, riss ein weiteres Streichholz an und hielt es an die nächste Fackel. Ich sah zu, wie rund um den dicken Baumwollfaden das Wachs schmolz und die zweite Flamme emporwuchs.

„Jetzt noch die dahinten beim Zaun!“, sagte ich und machte einen großen Schritt über den duftenden Salbeibusch.

Jasmina reichte mir ein brennendes Streichholz und ratschte das nächste über die Schachtel.

„Wow“, machte sie, als alle Fackeln brannten. Unser Garten sah fantastisch aus.

„Wie ein Zaubergarten!“, sagte ich zu ihr. Genau so hatte ich es mir vorgestellt.

„Echt geil“, sagte sie und kicherte grundlos.

Jasmina war heute Abend ziemlich aufgekratzt. Vielleicht hing es damit zusammen, dass Ben hier war. Endlich! Und Ben war nicht bloß einfach hier, Jasmina hatte ihn mitgebracht, sie hing an ihm, ihre Blicke folgten ihm, und was auch immer er sagte, sie grinste und lachte ihm zu. Ben lachte zurück.

Auf der Terrasse saßen außer Ben noch rund zwanzig andere Gäste unserer Sommerparty. Wir hörten die Gesprächsfetzen und das Gläserklirren, das helle Auflachen eines Mädchens, die dunkle Stimme meines älteren Bruders Noah, dann die ersten Gitarrenakkorde, die Sebastian anschlug. Ein paar Gäste klatschten, als sie den Song erkannten.

„*Sweet Home Alabama*“, rief Ela begeistert und sang mit.

Ela war nicht gerade meine Freundin, aber an einem Sommerabend wie diesem war mir das egal.

Grillen zirpten im Gras. Die Fackeln beleuchteten flackernd die niedrigen Büsche und Stauden. Uns umhüllte die Sommernacht wie ein Mantel aus dunkelblauem Samt.

Wir gingen über die Trittsteine zur Terrasse hinauf, setzten uns nebeneinander und nahmen jeweils einen Schluck aus unseren Gläsern.

Alle sangen den Refrain, dann spielte Sebastian ein kleines Solo, schrammelte zum Abschluss schnell über die Saiten und lachte.

Ela warf den Kopf in den Nacken und jauchzte laut auf, so als könne sie ihrer Begeisterung über die Gitarrenkünste ihres neuen Freundes sonst keine Luft machen.

Jasmina und ich wechselten einen Blick. Wir brauchten nichts zu sagen. Ela, die ging gar nicht. Kurz nachdem Jasmina mit Ben zusammengekommen war, hatte sich Ela ihren Zwillingbruder Sebastian geschnappt. Zugeschnappt wie eine Falle, dachte ich immer, wenn ich die beiden zusammen sah.

„Was jetzt?“, fragte Sebastian. „Was soll ich spielen?“

Alle riefen unterschiedliche Titel durcheinander, aber Sebastian lehnte jeden Song ab.

Dann schlug mein Bruder Noah *True Colours* von Cindy Lauper vor, eine uralte Nummer und nicht gerade zum Mitsingen geeignet.

„Das ist doch voll Neunziger!“, meinte Ela.

„Achtziger“, berichtigte Sandra, meine Mutter. Sie war mit einem Tablett voller kleiner leckerer Häppchen auf die Terrasse getreten und lächelte Ela halb freundlich, halb belehrend an. „Ist eines meiner Lieblingslieder.“

„Dann muss Julie singen!“, bestimmte Sebastian.

Er zupfte die ersten Töne an, wechselte dann zu einer langsamen Akkordfolge, die die warme Nacht erfüllte.

Ich summte mit, dann nickte Sebastian mir zu. Mein Einsatz und die ersten Worte kamen ganz ruhig und wie selbstverständlich aus meinem Mund. Singen ist mein Ding, schon immer. Jahrelang hatte ich Gesangsunterricht bei Frau Oprea-Kahn, einer strengen, breiten Rumänin mit hartem Akzent, die mich mit Atemstützübungen und Tonleitern traktiert hatte. Nicht zu vergessen das Theoriewissen, das sie zu Beginn der Stunde stets abfragte. Jahrelang hatte ich täglich mindestens zwei Stunden geübt, meistens mehr, damit es jetzt so selbstverständlich klang. Aber Singen war immer noch das Schönste auf der Welt für mich, trotz Oprea-Kahn und den ganzen langweiligen Tonübungen.

Sebastian grinste mir zu. Ich öffnete meine Kehle weiter und legte besonders viel Gefühl in den Refrain. Ich holte kurz Atem und sang dann mit weniger Druck weiter. Ich hatte das Lied schon tausendmal gesungen und ich hoffte zu wissen, wie ich die Zuhörer berühren konnte.

Sebastian schlug die Saiten noch einmal an und ließ den letzten Akkord verklingen.

Danach war es für einen Moment fast still. Nur die Grillen im Gras waren zu hören.

„Wow!“, machte einer von Noahs Freunden.

„Ich hab selbst Gänsehaut!“, gab Sebastian zu. Ela streichelte über seinen Arm, so als wollte sie das überprüfen.

Ich seufzte zufrieden. Meine Mutter drückte meine Schultern. „Danke, das war wirklich ...“, sagte sie.

„... magisch“, sagte Noahs Freund schnell. „Würde ich sofort in meinem Magazin schreiben, wenn ihr das nächste Mal auftritt.“ Ich erinnerte mich, dass er einen Musikblog im Internet hatte, den er immer sein *Magazin* nannte.

„Tja“, machte Sebastian und schaute von Noah zu Jasmina und mir. „Wir bräuchten erst mal einen neuen Schlagzeuger.“

„Den finden wir schon“, sagte Jasmina leichthin.

Die ganze Party war so schön und zauberisch, dass ich den Anlass dazu fast vergessen hatte. Musste Sebastian ausgerechnet jetzt damit anfangen?

Wir feierten Noahs Abschied. Am Montag würden wir ihn zum Flughafen bringen. Noah ging für ein Jahr nach England, in ein kleines Dorf in der Nähe von Brighton. Er würde dort zur Schule gehen und natürlich sein Englisch verbessern. Am Anfang hatte sich das alles ganz klasse angehört, aber jetzt, so kurz vor dem Abschied, war ich doch ein bisschen traurig, nicht nur, weil der Band dann ein Schlagzeuger fehlte.

Die Band *Jase Noju* hatten wir vor einigen Jahren gegründet. War meine Idee gewesen. Auch der Name, der eigentlich nur aus den Anfangsbuchstaben unserer Vornamen bestand, sich aber – fand ich jedenfalls – immer noch gut anhörte. Ich sang natürlich, Jasmina spielte Bass, ihr Zwillingbruder die Gitarre und Noah das Schlagzeug.

Am Anfang war es für die anderen eher ein Witz gewesen, aber inzwischen spielten wir beim Schulfest und auch schon mal bei einer Kirmes oder bei einem regionalen Wettbewerb.

„Ich kümmere mich darum“, sagte ich. „Da finden wir schon jemanden.“

„Was ist denn mit dir?“, fragte Jasmina Ben. Er saß natürlich eng an sie gedrückt.

„Bloß nicht! Ich bin nicht besonders taktvoll“, witzelte Ben und strich sich seine Haare zurück.

„Hm“, machten Jasmina und ich gleichzeitig. Dann schauten wir uns an und grinsten.

Sebastian zupfte schon wieder an den Saiten, spielte schneller und plötzlich erkannten alle den Song, einen von diesen Ski-Hütten-Hits, und sangen grölend mit.

„Heeeeeey, Baby!“, schrien alle durcheinander. Auch ich sang laut mit. Wir schauten uns alle gegenseitig in die Augen, flirteten einander an und kicherten ausgelassen. War aber nur

Spaß. Bis ich Sebastian in die Augen sah, ein bisschen zu lang.

„Pass auf!“, rief Jasmina plötzlich. „Da, die Fackel!“

Ich sprang auf und war als Erste bei der Fackel, die umgefallen und in dem prächtigen Salbeibusch meiner Mutter gelandet war.

„Mist!“, fluchte ich, als ich versuchte, die Fackel wieder aufzurichten, aber ich konnte den Holzstab nicht fest genug in den Boden drücken. Ich stieß das Wachsende der Fackel in die Erde und löschte so die Flamme. Die anderen waren auf der Terrasse geblieben und gratulierten mir scherzhaft rufend zur Rettung des Salbeis, aber ich achtete nicht darauf.

Auf der anderen Seite des Gartenzaunes, auf dem Weg, der zum alten Forsthaus führte, stand Lisa.

Seit etwa einem halben Jahr lebten sie und ihre Mutter oben im alten Forsthaus. Keine Ahnung, warum sie ausgerechnet hierher gezogen waren. Lisa ging seitdem in dieselbe Schule wie wir und sie war – mit ihren merkwürdigen Klamotten und ihrer komischen Art – die Außenseiterin. Ich hatte sie nicht eingeladen. Es war mir gar nicht in den Sinn gekommen.

Jetzt schien sie unsere Party zu beobachten. Ihre Augen waren dunkel umrandet und wirkten in dem weiß geschminkten Gesicht groß wie Untertassen.

„Hallo, Lisa“, sagte ich und gab mir Mühe, meine Überraschung zu unterdrücken. War sie auf dem Heimweg? Oder hatte sie uns gehört und war vom Forsthaus hierher geschlichen? Mir kam sie da am Gartenzaun unheimlich und bedrohlich vor.

Lisa grüßte nicht zurück. Sie warf mir nur einen langen Blick unter ihren von Mascara verkleisterten Wimpern zu. Dann drehte sie sich um und schritt weit aus, so als ginge sie das alles nichts an.

SEBASTIAN „Mein Vater holt mich unten an der Hauptstraße ab“, sagte Ela, als sie sich ihre dünne Sommerjacke überstreifte.

Ich nickte und versuchte gleichzeitig ein Seufzen zu unterdrücken. Ich würde sie bis zur Hauptstraße begleiten müssen. Dabei hätte ihr Vater für den Weg bis zur Förstersiedlung mit dem Auto nur fünf Minuten gebraucht. Wahrscheinlich musste ich auch noch dankbar sein, dass sie überhaupt zu dieser Party von Noah und Julie mitgekommen war. Julie war nicht gerade ihre Freundin.

Sie nahm meine Hand und ich war – wie immer – überrascht, wie sehr mir ihre Berührung unter die Haut ging. Manchmal war ich mir unsicher, ob ich Ela überhaupt mochte, doch wenn sie mich anfasste, vergaß ich diese Gedanken, ich vergaß überhaupt alles, was ich jemals über sie gedacht hatte.

Ich legte meinen Arm um ihre Taille und wir fielen in Gleichschritt. Sie benutzte ein süßes Parfüm, vielleicht hätte ich es nicht gemocht, wenn meine Schwester Jasmina es verwendet hätte, aber es passte zu Ela.

Wir gingen zwischen den hohen Buchen entlang, die die kleine geteerte Straße säumten. Die Bäume rauschten im Nachtwind. Wenn man den Kopf in den Nacken legte, konnte man ein Stück Himmel und die Sterne sehen, die wie winzige Diamanten funkelten.

Ela neigte den Kopf zu mir und ließ ihn auf meiner Schulter liegen. So wurde das Gehen unbequem und ich blieb stehen. Ich schlang beide Arme um die schmale Taille meiner Freundin. Ihre Augen waren groß und dunkel.

Der Nachthimmel schien sich in ihrem feuchten Glanz zu

spiegeln. Ich griff unter ihr Kinn und drückte gleichzeitig einen festen Kuss auf ihre Lippen. Ela küsste mich zurück und ich schmeckte das Pfefferminzbonbon, das sie gelutscht haben musste.

Ich zog sie näher an mich. Meine Lippen spürten, wie ihr Mund sich langsam schloss, und ich beendete den Kuss mit einem kleinen Schmatzer nahe ihrem Ohr.

Sie nahm wieder meine Hand. Ich spürte mein flatterndes Herz in der Brust. Ein Echo des Kusses. Am liebsten hätte ich meine Hand darauf gelegt, aber ich zwang mich natürlich, einfach weiterzugehen.

„Julie war ja heute wieder groß in Form“, sagte Ela mit spöttischer Stimme.

„Tja.“ Das kann alles heißen, fand ich.

Aber Ela wollte weiter lästern. Sie machte ein paar schnelle Schritte und ließ dabei meine Hand los.

Falsch und laut schmetterte Ela den Refrain von *True Colours* in die warme Luft. Sie fasste sich melodramatisch an die Brust und verzog das Gesicht, so als habe sie Schmerzen.

„Ach, komm!“ Ich ärgerte mich. Musste das sein? Hatten wir uns nicht gerade geküsst? Ich legte meine Arme wieder um ihre Taille und versuchte, sie an mich zu ziehen.

„Denk doch nicht an Julie“, flüsterte ich nah an ihrem Ohr. Das Parfüm stieg mir wieder in die Nase. Ich fing an, Ela zu küssen, zuerst auf die Wange, dann auf ihre weichen Lippen. Ela schmeckte immer noch nach Minze. Sie drückte sich an meinen Körper. Irgendwie kam ihre Hand auf meinem flatterigen Herzen zum Liegen. Ihre Handfläche presste sich gegen meinen Brustkorb, so als wolle sie mein Herz selbst berühren. Wieder dachte ich, dass sie jetzt bloß nicht aufhören sollte zu küssen. Nicht reden, dachte ich. Bloß nicht reden.

Wir hörten das Motorengeräusch des Autos erst, als wir auch die Scheinwerfer sahen. Schnell ließ Ela mich los. Einen

Moment lang stand ich allein in den Lichtkegeln, dann trat auch ich beiseite.

Das Fenster wurde heruntergekurbelt.

„Ich warte da unten schon über eine halbe Stunde!“, rief Elsas Vater vorwurfsvoll. „Und du knutschst hier rum.“

„Guten Abend“, sagte ich ziemlich lahm. Mir fiel nichts weiter ein, was ich zu Elsas Vater sagen konnte.

„Abend“, gab er widerwillig zurück.

„Ich hab Ela zur Straße ...“

„Ja, ja. Ich hätt sie auch in der Siedlung abgeholt. Hier muss ich erst mal sehen, wie ich drehen kann.“

Elsa gab mir ein kleines Küsschen auf die Wange.

„Kümmere dich nicht um ihn!“, sagte sie leise. „Ich ruf dich an.“

Sie schlüpfte auf den Beifahrersitz.

Ich sah zu, wie das Auto mühsam auf dem kleinen Weg gewendet wurde, wie Elsa sich über das Lenkrad beugte und mir zuhupte, bevor ihr Vater ihre Hand wegschob.

Dann stand ich allein in der Nacht. Ich steckte meine Hände in die Taschen meiner Jeans und machte mich pfeifend auf den Heimweg. Mir fiel eine kleine Melodie ein, nur vier Takte, aber daraus konnte ich etwas machen, und ich piffte weiter, während ich durch die hohen Bäume nach Hause ging.

In der Reihenhaussiedlung waren alle Lichter in den Fenstern gelöscht, die zur Straße hinaus gingen. Kein Geräusch war zu hören. Es musste kurz nach eins sein.

Ich fingerte nach meinem Haustürschlüssel, aber ich hatte ihn vergessen. Ich ging nach hinten, wo ein kleiner Weg bis zum alten Forsthaus führte, und kletterte über den Gartenzaun.

Aus dem Wohnzimmerfenster nebenan drang noch Licht. Ich kletterte in den Nachbargarten und trat auf die Terrasse. Im hell erleuchteten Wohnzimmer saßen die letzten Partygäs-

te. Einige lagerten auch auf Kissen, die auf dem hellen Teppich verstreut waren. Sie schienen sich prächtig zu unterhalten, sie lachten und kicherten, gossen sich Wein nach.

Ich wollte klopfen, doch dann tat ich es nicht, obwohl ich nicht wusste, warum. Weil ich im Dunkeln stand, konnte mich niemand sehen.

Jasmina führte so eine Art Pantomime auf. Sie legte übertrieben ihren Kopf in den Nacken und lachte affektiert. Dann klatschte sie in die Hände und schien jemanden anzuhimmeln, der nicht da war. Plötzlich verstand ich. Meine Schwester machte Ela nach und die anderen lachten sich darüber schlapp.

Ich trat vom Fenster weg und ging hinüber zu unserem Reihenhäuser, in dem meine Eltern schon schliefen. Die kleine Tür, die zum Keller führte, war wie immer unverschlossen. Während ich durch das stille Haus nach oben schlich, dachte ich die ganze Zeit daran, dass ich Ela genauso sah wie meine Schwester. Aber sehen war eben nicht alles, und wenn ich Ela berührte, dann gab es da etwas, was meine Schwester nicht verstand. Ich verstand es ja selbst nicht.

Ich würde Ela nie trauen können, nicht so, wie ich Jasmina vertraute oder auch Julie. Ela würde immer etwas Unberechenbares für mich haben. Aber sie roch so gut, sie fühlte sich so gut an, und wenn sie mich küsste, dann war ich – tja, das wusste ich eben nicht.

JULIE „Hier ist er!“, rief ich meiner Mutter zu. Das Bild von Noah auf dem Bildschirm war nicht besonders scharf, aber das machte nichts.

„Was geht?“, fragte Noah so deutlich, als sei er im Nebenzimmer. Dabei war er schon eine Woche in England und hatte

bis jetzt nur kurz mit unserem Vater telefoniert und ein paar Bilder von der Seepromenade in Brighton auf sein Profil gestellt.

„Hallo!“, grüßte ich aufgeregt zurück. „Wie geht’s dir? Warum hast du mir noch nicht gemailt?“

Meine Mutter kam ins Wohnzimmer gelaufen und stellte sich hinter mich. Sie bückte sich über meine Schulter, damit Noah sie auch sehen konnte.

„Alles okay so weit“, sagte Noah. „Ihr wisst schon.“

„Wie ist das Essen? Ist es wirklich so schlimm?“, fragte Sandra.

Noah lachte und seine Gesichtszüge wurden durch die Übertragung merkwürdig verzerrt. „Nein“, sagte er schnell. „Aber es gibt zu allem Toast. Auch zu Pommies.“

„Und sonst? Verstehst du dich mit deiner Gastfamilie?“

„Klar, die sind cool. Morgen Abend gehen wir zu einem Fußballspiel. Also Darren, sein Vater und ich.“ Darren war der gleichaltrige Sohn der Gastfamilie, ein breiter Bursche mit heller Haut und fast schwarzen Haaren. Sehr englisch. Ich hatte ihn bereits auf einem Foto gesehen.

„Seit wann interessierst du dich für Fußball?“, neckte ich ihn.

„Seit heute“, gab Noah zurück.

„Und die Schule? Verstehst du alles?“, wollte Sandra wissen. Auf dem Bildschirm sahen wir, wie Noah die Augen verdrehte.

„Es ist okay!“, sagte er fest. „Alles bestens.“

Wir schwiegen und ich merkte plötzlich, dass ich mich nie viel mit meinem Bruder unterhalten hatte, jedenfalls nicht so, ohne dass er da war. Wir hatten uns natürlich darum gestritten, wer die Spülmaschine ausräumen oder den Trockner anstellen musste. Und in den Bandproben gab es auch immer was, worüber wir reden konnten.

„Habt ihr schon einen neuen Schlagzeuger?“, fragte Noah. Ich schüttelte den Kopf.

„Ihr habt noch gar nicht angefangen zu suchen, oder?“, fragte Noah weiter.

„Wir finden schon jemanden“, sagte ich. „Ist ja auch nur für ein Jahr.“

„Klar, in einem Jahr bin ich wieder dabei.“

„Wie ist das Wetter?“, fragte Sandra dazwischen. „Hast du genug warme Sachen mit?“

„Mama, hier sind es fast dreißig Grad. Ganz England stöhnt und meint, so einen heißen Sommer hätten sie noch nie gehabt.“

„Ja, ja gut dann“, sagte Sandra. Anscheinend gingen ihr die mütterlichen Themen aus.

Noah schien das zu bemerken, denn für uns überraschend gab er zu: „Ein bisschen Heimweh hab ich schon.“

„Echt?“ Sandra lächelte ganz weich.

„Ist ungewohnter, als ich gedacht habe. Aber ich komm schon klar.“

„Natürlich kommst du klar!“

Dann war wieder Sendepause. In meiner Familie redete man nicht großartig über Gefühle, aber wir waren trotzdem ziemlich eng miteinander verbunden. Deshalb reichte es jetzt auch, dass wir uns einfach nur anlächelten. Dann legte Noah entschuldigend den Kopf schief und sagte: „Mir fällt nichts mehr ein.“

„Tja, mir auch nicht.“

Das warme Gefühl zwischen uns blieb.

„Macht's gut und haltet die Ohren steif.“

„Du auch!“, sagte ich und zwinkerte meinem Bruder zu.

Haltet die Ohren steif! Was war das denn? Redete man so, wenn man in England war?

Ich schloss Skype und wechselte zum Schreibprogramm.

„Drummer gesucht!“, tippte ich ein, markierte die Überschrift und machte die Buchstaben fett und groß.

„Die Band *Jase Noju* – euch allen gut bekannt von unseren legendären Auftritten auf dem jährlichen Schulfest und dem Sommer-Festival in der Stadt – braucht einen neuen Mann oder eine neue Frau an den Taktstöcken. Spielen alles, was gut ist und auch auf euren Playern läuft. Schreiben und texten auch eigenes Zeug.“

Ich veränderte die Schriftart und fügte Absätze in den Text ein, sodass er wie ein Plakat aussah. Aber „Drummer“, das war irgendwie voll Neunziger. Wer hatte diesen Ausdruck letztens benutzt? Ela, dachte ich, und ärgerte mich sofort, dass es zwischen Ela und mir anscheinend eine Gemeinsamkeit gab.

Ich mochte sie einfach nicht, und ich verstand überhaupt nicht, was Sebastian an ihr fand.

Ich tippte stattdessen „Schlagzeuger“ und fügte meine E-Mail-Adresse hinzu, damit Interessierte sich sofort mit mir in Verbindung setzen konnten.

Na ja, dachte ich, vielleicht sollte ich nicht zu viel erzählen. *Schreiben und texten auch eigenes Zeug!*

Ich löschte den Satz. Unsere eigenen Songs hatten wir noch nie vor Publikum gespielt. Einige Texte, eigentlich alle, die ich geschrieben hatte, fand ich auch viel zu persönlich, als dass ich sie vor fremden Leuten singen wollte.

Ich wechselte auf mein Profil, lud das Dokument hoch und klickte auf „Teilen“. So, jetzt musste ich nur abwarten.

Neben Sebastians Foto war ein kleiner grüner Punkt. Er saß anscheinend ebenfalls am Rechner. Ich musste darüber lächeln. Gleich würde er meinen Text lesen.

Kurz darauf wurde mein Pinnwandeintrag schon von Sebastian geteilt, und dann von Lena Mertens, einer Cousine von Sebastian und Jasmina, die ich nur flüchtig kannte.

„Was ist mit Noah?“, fragte sie dann in den Kommentaren.
„Arm kaputt?“

„England, Schüleraustausch.“

Dann blinkte mein Pinnwandeintrag zum dritten Mal auf. Anscheinend hatte auch Conrad, einer von den beiden Computernerds, die uns gegenüber wohnten, den Eintrag geteilt.

Ich stöhnte leise auf. Der fehlte uns gerade noch. Hoffentlich meldete sich Conrad nicht zum Vorspielen.

Er und sein jüngerer Bruder Theo waren *der Fluch*. So nannten Jasmina und ich die beiden, seit wir denken konnten. *Der Fluch* hatte uns verfolgt, wenn wir oben an den Waldsee zum Schwimmen gingen oder wenn wir in die Stadt fuhren, um uns mit anderen zu treffen. *Der Fluch* war höchstwahrscheinlich im Besitz eines ungeheuer leistungsstarken Fernglases oder einer Kamera mit Zoom. Conrad und Theo verbrachten wohl viel Zeit damit, uns zu beobachten und dann sozusagen ganz zufällig zu erscheinen. *Der Fluch* tauchte immer zu zweit auf. Die beiden Jungs waren hoffnungslos und völlig wahllos in alle Mädchen verknallt, die halbwegs gut aussahen. Ehrlich gesagt, empfand ich das Ganze als ziemlich beleidigend. Als hätte ich es nötig, mich mit einer Hälfte *des Fluchs* zu belegen!

Ich druckte das Dokument aus, natürlich ohne den Hinweis auf die eigenen Songs, aber bevor ich den Computer herunterfuhr, schaute ich noch einmal nach, ob Sebastian online war. Neben seinem kleinen Profilbild war immer noch der grüne Punkt. Neben Elsas Bild übrigens auch.

MAREK Ein neuer Eintrag plopte auf, gerade als ich mein Profil schließen und endlich mit dem langweiligen Deutschreferat weitermachen wollte. Ich las ihn einmal, dann

noch einmal. Und dann begriff ich endlich, dass es meine Chance war: *Jase Noju* suchten einen Schlagzeuger!

Ich rannte nach hinten, wo mein Vater die Doppelgarage zu seinem Büro umgebaut hat. Zum Glück war er nicht da, sondern bei irgendeinem Geschäftsessen. Das würde lange dauern, das wusste ich aus Erfahrung.

Egal, dachte ich und riss die Abdeckung vom Schlagzeug. Früher hatte mir mein Vater ein bisschen was an diesem Instrument gezeigt, aber inzwischen war es mehr dazu da, die Mädchen zu beeindrucken. Die von meinem Vater, meine ich. Ich beeindruckte keine Mädchen. Ich wusste, in welcher Liga ich spielte. Ich war der, der keinen Witz richtig rauskriegte, aber trotzdem welche erzählte. Und manchmal bekam ich Sachen nicht mit, Wichtiges, etwa wenn ich den Leuten auf die Nerven ging. Nachher war's mir dann auch klar, aber dann war es zu spät.

Ich drehte die Stöcke hin und her, versuchte sie in den Händen zu wirbeln, aber das gelang mir immer noch nicht. Darauf kam es auch gar nicht an. Dieses Getue ist nur Angeberzeug und hat mit dem Schlagzeugspielen nicht viel zu tun, sagte mein Vater immer. Ich tippte gegen die Hi-Hat, dann legte ich los. Endlich, dachte ich. Das war meine Chance. Und außerdem war es auch die Chance von *Jase Noju*. Eine klassische Win-win-Situation, so würde mein Vater es beschreiben. Sie mussten einfach Ja sagen.

Bei meinem Vater war es immer darum gegangen, den Rhythmus zu halten und brav die Noten zu spielen. Aber Schlagzeug, das war doch in Wirklichkeit etwas ganz anderes! Aggression; Wut, die endlich mal raus durfte; Spaß am Krach, den man machen konnte, wenn man auf die Felle eindrosch. Ich spielte und spielte. Ich schwitzte und keuchte dabei, und erst als ich mit einem Wirbel auf die Tomtoms mein wildes Solo beendete, sah ich auf.

„Das ist Marek“, sagte mein Vater trocken. „Normalerweise flippt er nicht so aus, wenn ich nach Hause komme.“

„Hallo“, sagte das Mädchen, das so eng neben meinem Vater stand, dass sofort klar war, dass etwas lief. Sie war halb so alt wie er. Wie ich diese Mädchen, die mein Vater immer mal wieder mitbrachte, verachtete! Sie sahen nicht doof aus, hatten wahrscheinlich sogar Abitur und vielleicht irgendwas studiert. Und dann blieben sie über Nacht bei meinem Vater, weil er ihnen den großen Macker mit der Medienagentur vorgespielt hatte. Sie machten auf kleines Mädchen, legten den Kopf schief und lächelten süß. Hey, wollte ich zu denen immer sagen, du hast was in der Birne. Mach was daraus! Halt dich nicht mit einem alten Bock wie meinem Vater auf!

„Hallo“, sagte ich nur. Ich legte die Sticks weg und ging an ihnen vorbei.

Zum Glück waren nicht alle Mädchen so. Das hoffte ich zumindest. Die Medienagentur war übrigens der Trumpf, den ich bei *Jase Noju* ziehen wollte.

LISA Ich ging hinten an der Förstersiedlung vorbei. Die gepflegten Gärten standen in voller Blüte und sogar an der zweifelsohne geschmackvollen Anordnung der verschiedenen Stauden und den kurz gehaltenen Rasenflächen war zu sehen, dass hier Leute wohnten, die es irgendwie geschafft hatten. Echte Familien mit Vater, Mutter und wohlgeratenen Kindern, deren Versetzung niemals gefährdet sein würde. Wahrscheinlich gab es sogar einen Abendbrottisch, der gemeinsam gedeckt wurde, und schon Pläne für einen Skiurlaub über Weihnachten oder so etwas. Also genau das Gegenteil von meiner Mutter und mir. Wir wohnten seit einem halben Jahr oben in dem kleinen verrotteten Försterhaus, das meine Mutter ge-

mietet hatte. Warum, wusste ich nicht. Die Begründungen wechselten: Sie wollte raus aus der Stadt, aus unserem geliebten Berlin, alles sei zu laut und zu hektisch, sie brauche einen Platz, an dem sie endlich ihr nächstes Buch schreiben könne, sie müsse aufhören zu saufen, und das könne sie in Berlin nicht. All so was. Vielleicht war ich der Grund. Meine Mutter hoffte wohl, dass ich hier endlich vernünftig werden würde, meine schwarzen Klamotten ablegte, meine Schminke abputzte und brav mein Abitur machte. Ein bisschen war sie diesem Ziel heute näher gekommen.

Denn ich hatte auf dem Schwarzen Brett der Schule diesen Aushang gesehen, auf dem eine Schlagzeugin gesucht wurde. Mit rotem Stift hatte jemand – wahrscheinlich Julie – dazugeschrieben: „Vorspielen!!!“, und dann das Datum von heute.

Vielleicht hatte sich keiner gemeldet?

Nachdem ich lange hin und her überlegt hatte, zog ich mir eine unauffällige schwarze Jeans und ein T-Shirt an, legte ein dezentes Make-up auf, kämmte meine Haare zu einem ordentlichen Pferdeschwanz und schnappte mir meine Sticks. Ich hatte in Berlin eine Band gehabt. Wir hatten dunkle Musik gemacht, eigene Lieder geschrieben und wir hatten auch verschiedene Gigs gehabt. Und auch wenn *Jase Noju* nicht gerade das spielte, was ich mochte, so war es immerhin besser als gar nichts.

Jetzt stand ich hier am Garten von Julie und hörte bereits die Band, allerdings noch ohne Schlagzeug. Ich ging zur Vordertür und klingelte. Niemand schien mich zu hören, ich klingelte also nochmals, hoffte, dass ich nicht zu aufdringlich war, und da wurde die Tür auch schon aufgerissen.

„Guten Abend“, sagte ich. Julies Mutter schien mich im ersten Moment nicht zu erkennen. „Ich komme zum Vorspielen.“

„Ach“, sagte Julies Mutter. „Ja, dann komm mal ...“

An ihrem Blick sah ich, dass sie mich doch wiedererkannt hatte. Wir waren uns vor ein paar Wochen begegnet, im Krankenhaus, als ich meine Mutter ziemlich breit in der Küche liegend gefunden hatte. Verdammt, ich hatte gedacht, sie sei krank oder etwas Schlimmeres. Manchmal vertrug sie einfach keinen Alkohol und ihr Kreislauf brach zusammen. Ich hatte sie gerüttelt und geschüttelt, aber sie kniff nur die Augen ganz fest zusammen.

„Hol bloß nicht die Rettung!“, hatte sie geknurrte, aber ich konnte sie auch nicht einfach auf dem Küchenboden liegen lassen.

„Du musst ins Krankenhaus. Bestimmt ist was mit deinem Kreislauf.“ Wenn ich *Kreislauf* sagte, meinte ich, dass sie vielleicht eine Alkoholvergiftung hatte.

Jedenfalls hatte ich ein Taxi gerufen und sie ins Krankenhaus gebracht. Sie war so hinüber gewesen, dass der Taxifahrer mir helfen musste. War es etwa ein Verbrechen, dass ich mich um meine Mutter kümmerte? Julies Mutter sah mich jedenfalls so an.

Ich trat über die Schwelle, als würde ich sie nicht wiedererkennen, und sah mich um. Die Schuhe der Familie standen ordentlich aufgereiht auf einem niedrigen Regal.

„Äh ... Soll ich meine Schuhe ausziehen?“, fragte ich. Ich konnte spüren, dass sie mich nicht in ihrem Haus haben wollte, und ich schleimte rum, anders konnte ich es nicht nennen.

„Lass mal“, meinte sie. „Es reicht, wenn du sie ordentlich abstreifst.“

Ich zog meine Leinenturnschuhe mehrmals über die Fußmatte und grinste sie dabei an.

„Dann geh mal in den Keller, einfach dahin, wo's laut ist.“

Ich ging die Kellertreppe hinunter und machte die Tür des Raumes auf, hinter der ich einen gezupften Bass hörte.

„Hallo“, sagte ich. Julie, Jasmina und Sebastian hatten sich

wohl gerade unterhalten. Jetzt blickten sie alle drei auf und sahen mich mit großen Augen an.

„Ich komme zum Vorspielen“, erklärte ich überflüssigerweise.

„Du?“, rutschte es Julie raus. „Kannst du denn Schlagzeug spielen?“

Damit hatte ich gerechnet, deshalb hatte ich mehrere Flyer von meiner alten Berliner Band dabei. Ich reichte sie ihnen und sie sahen sich die zerknitterten bunten Papiere an. Sebastian strich einen dunkelroten Flyer glatt.

„Wir machen aber eine ganz andere Musik als das hier“, sagte er und tippte auf das Wort *dark* auf dem Flyer.

„Ja, klar“, gab ich zurück. „Aber ich hab Lust zu spielen. Egal was.“ Ich warf einen sehnsüchtigen Blick auf das Schlagzeug, das in der Ecke stand. Es sah ziemlich teuer und gut gepflegt aus, genau so, wie ich es erwartet hatte.

„Hm“, machte Sebastian.

Es entstand ein ungemütliches Schweigen.

„Wir könnten es doch einfach mal ausprobieren“, schlug Julie dann vor.

Jetzt kamen zwei Jungs die Treppe herunter und drängten sich hinter mir in den Proberaum. Es war Marek, der in eine Parallelklasse ging, und ein kleiner Blonder, den ich nicht näher kannte und der nervös an seiner Fahrradtasche zupfte. Beide waren in Socken.

„Ach, da seid ihr ja“, sagte Jasmina. Anscheinend hatten die beiden ihr Erscheinen angekündigt. Jasmina klang erleichtert.

„Dann fangen wir mal an“, schlug Sebastian vor. „Wer will zuerst?“

Ich hatte damit gerechnet, dass Marek anfangen würde. Er war groß, dunkelhaarig und ging bestimmt ins Fitnessstudio. Jedenfalls trug er ein T-Shirt, das seine trainierten Oberarme

betonte. Er grinste mich breit an, denn für ihn war es natürlich klar, dass er viel besser zu *Jase Noju* passte als ich.

Dann sah Marek den kleinen Blondnen an, aber der war weiterhin mit seiner Fahrradtasche beschäftigt. Als Erster wollte der Kleine wohl auf keinen Fall spielen.

„Ich kann loslegen“, bot ich an und schwang mich hinter das Schlagzeug. Ich tippte mit der Fußmaschine ein paarmal gegen die Bassdrum. Es fühlte sich gut und vertraut an, obwohl ich seit mindestens einem Jahr nicht mehr gespielt hatte.

„Was wollt ihr spielen?“, fragte ich.

Julie nannte einen dieser langweiligen Songs aus den Charts, den ich nicht besonders mochte. Aber ich kannte ihn und nickte. Ich zählte vor, suchte Jasminas Blick – schließlich spielte sie den Bass – und legte los. Wieder Schlagzeug zu spielen, auch wenn die von *Jase Noju* einen ganz anderen Geschmack hatten, fühlte sich gut an, sogar sehr gut.

Sebastian setzte mit dem Gitarrenriff ein und dann sang Julie. Es war klar, warum sie diesen Song übten, denn er war genau der richtige für eine so ausdrucksstarke, volle Stimme, wie Julie sie hatte. Mit ihrem Gesang war der Song fast noch besser, als wenn er im Radio lief. Und das, obwohl er hier nicht abgemischt war. Ihre Stimme war einfach großartig.

Wir beendeten den Song gemeinsam, und auch das klappte gut.

„Noch eins?“, fragte Sebastian mich.

Ich nickte.

Julie blätterte in ihrem Notenbuch herum.

„*True Colours?*“, fragte sie. „Von Cyndi Lauper. Kennst du das?“

Ich nickte. Zum Glück kannte ich das tatsächlich, denn meine Mutter ließ das schon mal laufen, wenn sie viel Wein getrunken hatte. War das nicht typische Müttermusik?

„Gibt es einen Besen?“, fragte ich. Es würde gut passen,

wenn ich den Anfang rühren würde. Sebastian wies mit dem Kopf auf das Regal hinter dem Schlagzeug, und tatsächlich gab es dort einen Besen, der anscheinend selten benutzt wurde.

Wir spielten das Stück und wieder staunte ich über Julies Stimme. Ob sie wohl Gesangsunterricht nahm? Oder machte sie intuitiv alles richtig?

„Okay“, sagte Sebastian, nachdem wir zu Ende gespielt hatten. Er nickte dem Blondem zu, aber der wollte immer noch nicht, deshalb drängte sich Marek hinter das Schlagzeug und stellte sich die Fußmaschine ein.

Ich stellte mich an die Kellerwand und hörte zu.

Marek machte sich nicht mal schlecht, aber ich persönlich fand, dass er etwas ungenau spielte, eher so, als passe er sich an, nicht so, als ob er den Takt bestimmte.

Nach zwei Songs war der kleine Blonde dran, doch der war so eingeschüchtert, dass er die Einsätze verpasste und dann nur noch dumpf einen Viervierteltakt schlug, ohne auf den Rest von *Jase Noju* zu achten.

„Also gut“, sagte Julie, nachdem der kleine Blonde fertig war. Die drei von *Jase Noju* wechselten Blicke. Anscheinend wollten sie sich gerne ohne uns weiter unterhalten. „Wir rufen euch an. Ist das okay?“

„Klar“, sagte ich.

„Mein Vater hat übrigens eine Medienagentur. Da könntet ihr ruhig mal ein Demo hinschicken“, sagte Marek und holte eine Visitenkarte aus der hinteren Tasche seiner Jeans. „Vielleicht ergibt sich da ja was.“

„Aha“, machte Jasmina und nahm die Karte. „Klingt ja interessant.“

Julie sah mich an und dann grinste sie ein bisschen.

Vielleicht machte die Medienagentur von Mareks Vater nicht so viel Eindruck auf sie, überlegte ich, als ich nach Hau-

se ging. Vielleicht würde ich tatsächlich die neue Schlagzeugin von *Jase Noju* werden. Hoffentlich! Wenn das meine alten Bandmitglieder aus Berlin wüssten!

JASMINA „Er kommt schon noch“, sagte Sebastian. Das war tröstend gemeint, aber ich wollte so etwas wirklich nicht hören. Er saß über seinen Hausaufgaben und schaute sich nebenbei seine blöde amerikanische Krankenhausserie an.

Seit einer Viertelstunde lungerte ich in unserem Wohnzimmer herum. Ich trug meinen neuen Sommerrock und ein Top mit schmalen Trägern. Die Strickjacke, die ich heute Abend darüber anziehen wollte, umklammerte ich mit meinen verschwitzten Händen. Ben war schon eine Viertelstunde zu spät. Ich hasste es zu warten. Ich hasste es, dass es mir so wichtig war, dass Ben pünktlich kam, an unserer Haustür klingelte und mich zum Auto brachte, das er sich für heute Abend geliehen hatte. Auf meinem Smartphone war keine Nachricht von ihm.

„Da ist er ja“, rief Sebastian.

Ich hatte das bremsende Auto auch gehört und sprang auf. Aber das war falsch. Ich rannte die Treppe rauf ins Badezimmer.

„Sag ihm, dass ich noch nicht fertig bin“, zischte ich Sebastian zu.

„Was für blöde Spielchen“, brummte er.

„Machen die da doch die ganze Zeit.“ Ich nickte zu dem Fernseher hin, wo gerade der Hausmeister vorgab, Chirurg zu sein.

„Das ist ...“, wollte Sebastian mir erklären, aber ich war schon die Treppe hoch.

Ben klingelte an der Haustür. Ich hörte, wie Sebastian ihm öffnete und erzählte, dass ich noch nicht ganz fertig sei.

Das war mein Stichwort. Ich schüttelte mein Haar zurück und nahm langsam die ersten Stufen.

„Hallo, Ben!“ Meine Stimme klang vielleicht zu begeistert.

„Wow, du siehst großartig aus!“, sagte Ben und grinste mich an. Ben hatte große gesunde Zähne, die er jetzt zeigte. Er sah ebenfalls großartig aus. Er hatte seine kurzen Haare ein bisschen zu sehr gegelt, aber ich fand das rührend.

„Danke“, sagte ich nur. Natürlich konnte ich das Kompliment nicht einfach so erwidern. Ich gab ihm stattdessen ein kleines Küsschen auf die Wange. In seiner Nähe wurde mir fast schwindelig.

„Können wir?“, fragte er. „Wird sonst ein bisschen knapp mit dem Kino.“

Ich wollte ihm nicht sagen, dass er zu spät war, deshalb schnappte ich mir nur meine Handtasche und ging vor ihm her aus dem Haus.

In unserer kleinen Stadt gab es ein Kino mit zwei Sälen. Die Auswahl war nicht besonders groß, sonst hätte Ben wahrscheinlich nicht eingewilligt, mit mir in eine Liebeskomödie zu gehen. Er parkte auf dem kleinen Parkplatz hinter dem Supermarkt und Hand in Hand gingen wir zum Kino.

Die Schaufenster auf beiden Seiten der Einkaufsstraße erhellten die leeren Bürgersteige. Außer uns war niemand unterwegs.

„Hier ist echt nie was los“, sagte ich.

„Wie ausgestorben“, sagte Ben zur gleichen Zeit. Anscheinend konnte er meine Gedanken lesen.

Statt einer Antwort stellte ich mich vor ihn und gab ihm einen Kuss.

„So“, sagte er, als er sich von meinen Lippen löste. „Sonst kommen wir noch zu spät ins Kino.“

Ich wollte ihn nochmals küssen, aber er ging in großen Schritten in Richtung *Odeon*.

Wir kamen gerade noch rechtzeitig, um unsere Kinokarten zu kaufen. Dann saßen wir nebeneinander in dem großen Saal. Außer uns waren nur noch fünf andere Leute da. Das Licht wurde gelöscht und im Dunkeln merkte ich, wie Ben seine Hand auf mein Bein legte. Durch den dünnen Stoff des Sommerrocks brannte diese Berührung geradezu. Ich legte meine Hand auf seine. Sein Kopf mit dem vielen Gel lehnte sich an meine Schulter, dann küsste ich ihn, aber er gab mir nur einen kleinen Schmatzer zurück.

Der Film begann mit einer lustigen Szene, aber mich interessierte das nicht. Hauptsache, ich war mit Ben zusammen.

Er grummelte etwas, als ich mich weiter an ihn kuschelte, dann legte er seinen Arm um mich und schaute auf die Leinwand. Der junge Mann, der später mit der Hauptdarstellerin zusammenkommen sollte, machte gerade ein nachdenkliches Gesicht.

„Ist schön, dass wir mal was zu zweit machen“, sagte ich leise. Meistens hingen wir ja mit Sebastian, Julie und früher auch Noah rum.

„Ja, das sollten wir öfter tun“, stimmte Ben mir zu.

Der Film ging weiter, aber ich bekam das alles gar nicht so genau mit. Ich malte mir aus, was Ben und ich alles noch zu zweit unternehmen konnten. Schwimmen gehen, Eis essen oder so. Es musste ja nichts Besonderes sein.

„Wusstest du, dass ich Julie auch mal interessant fand? Weiß gar nicht, was da mit mir los war.“ Er zog mich enger an sich, aber etwas in mir versteifte sich. Julie. Ich weiß ja, dass sie irgendwie hübscher ist als ich. Und wahrscheinlich auch selbstbewusster. Und dünner oder sonst was. Julie war meine beste Freundin, ja! Aber es war immer das Gleiche: Ich war nur der Trostpreis, die Freundin von Julie, die Unauffällige, die in Ju-

lies Schatten. Schon seit Jahren, und ich war es irgendwie leid. Musste Ben ausgerechnet jetzt damit anfangen? Er küsste meine Wange, aber ich schaute nach vorne auf die Kinoleinwand. Die Hauptdarstellerin hatte diese Probleme natürlich nicht. Sie hatte genauso lange, seidige Haare wie Julie und warf sie selbstbewusst über ihre Schulter. Der junge Mann im Film starrte sie mit offenem Mund an. Klar, sie war schön, aber musste sie deshalb auch alles andere sein? Was zog ihn außerdem noch an ihr an? Das versuchte ich immer rauszubekommen, bei jedem Buch, das ich las, bei jedem Film, den ich mir anschaute. Gab es, verdammt noch mal, da irgendetwas? Meistens nichts. In den meisten Fällen reichte es, hübsch zu sein. Und selbstbewusst, fast schon eingebildet.

Ben schob seinen Kopf vor meinen und küsste mich auf den Mund. Ich schmiegte mich in seinen Arm. Bloß nicht daran denken, dass er das, was er mit mir tat, vielleicht lieber mit Julie tun wollte. Von dem Film bekam ich endgültig nichts mehr mit.

JULIE Ich trennte die Telefonverbindung. Mit diesem Anruf war Lisa unsere neue Schlagzeugerin geworden. Sie war gut gewesen, die Beste bei unserem Vorspielen, und außerdem schlau genug, um ihre Emo-Klamotten nicht anzuziehen, wenn sie mit uns spielte.

Ich öffnete das Skype-Programm und wartete auf Noahs Gesicht.

„Was geht?“, fragte mein Bruder kurz darauf. Er hatte sich die Haare sehr kurz schneiden lassen. Musste man das in England tun? Außerdem hatte er einen Sonnenbrand auf der Nase.

„Wir haben eine neue Schlagzeugerin!“, sprudelte es aus mir heraus. „Du rätst nie, wen! Das rätst du echt nicht!“

Meine Mutter stand schon hinter mir und schaute auf den Bildschirm.

„Was hast du denn mit deinen Haaren gemacht?“, fragte sie irritiert. „Gefällt dir das?“

„Ja, ach ... Ich weiß nicht.“ Noah strich sich durch die Stopeln. „Ist ganz praktisch.“

Sandra schüttelte wortlos den Kopf. Es war klar, dass sie von Noahs neuer Frisur nicht viel hielt.

„Findest du es auch nicht gut, Julie?“, fragte Noah.

„Das andere war besser“, gab ich meiner Mutter recht.

„Wer spielt denn jetzt Schlagzeug?“, wollte Noah von seinen Haaren ablenken.

„Rate mal! Du kennst sie“, neckte ich ihn. „Aber du kommst nie drauf!“

„Ein Mädchen? Hm...“ Noah dachte nach. „Keine Ahnung.“

„Lisa“, sagte ich. „Die oben in dem alten Forsthaus wohnt, du weißt schon.“

„Die Emo-Tante? Nicht wirklich.“

„Doch, die kann echt spielen. Hätte ich auch nicht gedacht. Aber die war in jedem Fall besser als Marek. Der wollte auch. Und so ein kleiner Blonder aus der Siebten. Aber die waren nichts gegen Lisa.“

„Okay“, sagte Noah so, als könne er es nicht glauben.

„Was?“, fragte meine Mutter dazwischen. „Diese blass geschminkte Fledermaus?“

„Ja“, sagte ich.

„Aber Julie! Das kann doch nicht dein Ernst sein!“

„Aber sie kann wirklich gut Schlagzeug spielen!“, erwiderte ich. Ich sah nicht, wo das Problem war.

„Wollt ihr euch zufällig noch mit mir unterhalten?“, fragte Noah dazwischen. „Ich wollte heute Abend noch mit Darren ...“

Meine Mutter wandte sich Noah zu. „Jetzt hab dich nicht so! Wie geht's dir denn überhaupt? Ist es immer noch so heiß?“

Sie tauschten sich ausgiebig übers englische Wetter, über englisches Essen und die englische Schule aus. Ich saß daneben und sagte nicht viel. Endlich verabschiedeten sie sich voneinander.

„Ich meinte das eben ernst“, sagte Sandra, während ich den Computer herunterfahren ließ.

„Was?“, fragte ich, um Zeit zu gewinnen.

„Ich möchte nicht, dass du engeren Kontakt zu Lisa und ihrer Familie hast. Das meine ich ganz ernst.“ Sandra blickte mir fest in die Augen. „Ist das klar?“

„Aber ... Sie kann echt gut spielen, und ich weiß nicht ...“

„Du wirst dich nicht mit dieser Lisa anfreunden.“ Sandra schüttelte den Kopf und machte ein ernstes Gesicht.

„Ich will mich nicht mit ihr anfreunden. Sie spielt sehr gut und wir brauchen einen Schlagzeuger.“

„Ich werde das nicht erlauben. Und dein Vater auch nicht.“

„Was?“, fragte ich.

Das war in letzter Zeit immer ihr Argument: Rolf, mein Vater.

Mit dem war es momentan wirklich schwierig. In seiner Kanzlei war einiges schiefgelaufen. Sein ehemaliger Partner hatte ihn irgendwie betrogen, jedenfalls hatte das eine Menge Geld gekostet, und eine Zeit lang hatte es so ausgesehen, als könnten wir nicht mal das Haus halten, weil einfach kein Geld mehr da war. Meine Mutter mit ihrer halben Krankenschwesterstelle verdiente ja nicht genug für die Hypothek, die auf dem Haus lag.

Rolf hatte gearbeitet, richtig gerackert, jeden Abend und auch am Wochenende. Und dann war er zusammengebrochen, einfach so, an einem Sonntagmorgen, an dem er sich eigentlich freinehmen wollte. Er kam ins Krankenhaus, dann

in die Reha. Und jetzt arbeitete er wieder, obwohl er die Dinge eigentlich ruhig angehen lassen sollte. Aber dann, das hatte er gesagt, würden ihn die Sorgen auffressen. Wenn er arbeitete, fühlte er sich besser. Sandra und er stritten ziemlich oft deswegen.

Aber was hatte das mit Lisa zu tun?

„Ich kann dir nicht mehr sagen, wegen der Schweigepflicht und so, aber ... das ist einfach kein Umgang für dich.“

Es ging also um irgendeine Krankenhausgeschichte.

„War sie im Krankenhaus? Was willst du andeuten?“, fragte ich.

„Du weißt genau, dass ich darüber nicht reden darf.“ Sandra schüttelte immer noch den Kopf.

„Das ist doch albern. Was war's denn? Geht es um Drogen?“, fragte ich ins Blaue, aber so wie sich das Gesicht meiner Mutter verdunkelte, konnte da etwas dran sein. In der Schule gab's ähnliche Gerüchte um Lisa, das wusste ich, obwohl sie eine Klasse über mir war.

„Frag nicht weiter, Julie!“ Sandra hob die Hand, um mir Einhalt zu gebieten. „Das ist einfach kein Umgang für dich.“

„Aber ich habe ihr schon gesagt, dass sie mitspielen kann! Soll ich sie jetzt etwa anrufen und ...“

„Du kannst ihr meinetwegen sagen, dass ich dagegen bin“, schlug Sandra vor. „Vielleicht versteht sie das dann besser.“

„Warum das denn?“, fragte ich verständnislos.

„Ach, komm. Sie muss doch wissen, was über sie getratscht wird. Und außerdem ... nächstes Jahr spielt sowieso Noah wieder mit.“

„Gib ihr doch einfach eine Chance, Mama! So schlimm kann es doch nicht sein.“

„Nein.“

Meine Mutter blieb bei ihrem Nein und meinen Vater wollte ich nicht fragen, als er abends nach Hause kam.

Als wir am nächsten Morgen unten an der Bundesstraße auf den Schulbus warteten, erzählte ich Jasmina von meinen sturen Eltern. Ich hatte erwartet, dass Jasmina empört sein würde.

„Ist doch nur für ein Jahr ... Und außerdem passt Lisa ja auch nicht so besonders, oder?“, meinte Jasmina nur.

Lisa, die mit demselben Bus fahren musste, war noch nicht aufgetaucht.

„Aber du warst doch auch für Lisa!“

„Im Vergleich zu den anderen war sie ja auch die Beste. Aber ...“ Jasmina zuckte mit den Schultern.

„Was?“, fragte ich.

„Stell sie dir doch mal vor, wenn wir auf dem Schulfest spielen. Wie hat deine Mutter sie genannt? Geschminkte Fledermaus?“ Sie blickte den schmalen Weg hoch und mein Blick folgte ihrem. „Das passt zu ihr.“

„Hm.“

„Und außerdem sieht sie wirklich ein bisschen nach ...“ Jasmina deutete mit ihrem Kinn an, dass ich mir Lisa nur mal ansehen müsste. „Drogen oder nicht, die hat sie doch nicht mehr alle!“

Lisa trabte den Weg zwischen den hohen Tannen hinunter. Sie trug einen langen schwarzen Spitzenunterrock und darüber eine blutrote Lackkorsage. Ihre langen Haare hatte sie hochgesteckt und mit einigen knallroten Hibiskusblüten aus Plastik verziert. Ihr Lidstrich reichte bis zu ihren Schläfen.

Lisa verzog das Gesicht zu einem schwachen Grinsen, so als wolle sie mich damit grüßen, und tastete gleichzeitig nach den Blüten in ihrem Haar.

„Okay“, sagte ich. „Dann bringe ich es hinter mich.“

Ich ging Lisa ein paar Schritte entgegen und spürte, wie das Lächeln, das ich auf den Lippen trug, unecht wurde. Als ich vor Lisa stand, war es nur noch eine Grimasse.

„Stimmt was nicht?“, fragte sie misstrauisch.

„Meine Mutter ...“, begann ich und wurde rot. Ich hatte Sandra gar nicht vorschreiben wollen. „Also, wir haben uns noch mal unterhalten und ...“ Ich wusste nicht, wie ich es ihr sagen sollte.

Lisa sagte ihrerseits nichts, aber ich konnte sehen, dass sie wusste, was ich ihr sagen wollte. Ihre Augen unter den schweren Lidstrichen wurden ganz schmal.

„Deine Mutter?“, fragte Lisa. In ihrer Stimme meinte ich zu hören, dass sie ahnte, was jetzt kam.

„Na ja, ja, also, meine Mutter ...“

„Ja?“, fragte Lisa.

Ich muss es einfach aussprechen, dachte ich. Die Wörter waren wie vorgeformt in meinem Mund, aber ich brachte sie nicht heraus.

„Ja?“, fragte Lisa noch einmal. Sie wollte es in jedem Fall von mir hören. Sie ließ mich einfach nicht vom Haken.

„Wir suchen lieber einen anderen Schlagzeuger, haben wir uns überlegt.“ Wie leise meine Stimme war. Lisa hatte mich trotzdem verstanden.

Sie fragte nicht warum. Sie sagte überhaupt nichts, sondern sah mich nur immer weiter an.